

Holi! ho! dia! hou!

Autor(en): **Kaiser, Isabella**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **49 (1945-1946)**

Heft 20

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Holi! ho! dia! hou!

Von Isabella Kaiser

„Holiho diahu!“

Der Seppli jodelte aus voller Kehle und schnitt sich eine Schierlingsflöte zurecht. Dann spähte er ins Tal hinunter. Rauch stieg noch von den öden Brandstätten. Es sah wahrlich nicht zum Jodeln aus, und ihm war auch nicht drum. Aber er tat es doch.

„Holiho diahu!“ Das freute seine Kühe, und der Anführer der kleinen verzweifelten Bauerngruppe, die vorhin durch den Paß zog, um Hülfe nach Buochs zu bringen, hatte ihm zugerufen:

„He duia! Jodle nur zu, so lang kei G'fahr umä ist . . . Daß mir's wüßset.“

G'fahr! Das war ein leeres Wort für den Bub. Er blickte nach dem Stanserhorn; da war kein Felsen im Rollen, kein Gewitter drohte im Osten, der schwarze Stier hatte sich nicht verstitzen — nun denn: „Holiho diahu!“

Die Tiere hoben ihr Haupt und bimmelten freudig, dann beschnopperten sie die mit Herbstzeitlosen übersäte Weide. Der Seppli setzte sich auf einen Felsen, schlenkerte mit den nackten Beinen umher und blinzelte die untergehende Sonne verständnisinnig an.

„Mei, wie schön!“ Und der Pfarrer sagte, nur der liebe Gott könne die große Kugel so sicher durch die breite Himmelsbahn schieben. Wie groß schien die Welt! Sepplis Welt fing in Stans an und hörte bei den Wallenstöcken auf.

Daheim schalten sie ihn blöd und einfältig, weil er so wortfarg war. Aber das viele Reden war nun einmal nicht sein Fall. Auf der Alp war das Nebensache: war er fröhlich, so jodelte er, und kam ihm etwas in die Quere, so piffte er vor sich hin. Aber ein offenes Auge hatte der Seppli für die Schönheit seiner Heimat — nur eins! Das andere hatte er vor Jahren eingebüßt, als ein kleiner Kamerad neben ihm die Flinte so ungeschickt handhabte, daß der Schuß dem armen Seppli ins linke Auge drang. Das Auge war dahin, aber der Seppli blieb recht lebendig dabei. Er sagte sich, daß er doch noch einen guten Schützen abgeben würde, dann brauchte er keine solche Fraße zu schneiden, wie

die anderen, die beim Zielen immer ein Auge zukniffen.

Ja, hätte er nur erst ein Gewehr! Er hob seine Weidengerte und zielte nach der Sonnenscheibe und dann nach einem Baum. Den würde er sicherlich treffen, wenn er weiße Hosen trüge, wie die Männer, die gestern seines Vaters Hof im Kniri einäscherten, daß er mit dem Vieh auf der Weide fliehen mußte und keine Stätte mehr kannte, um sein Haupt hinzulegen. Und alle schrien: „Fürio! Fürio!“ und am Wege schliefen Frauen, Greise und Kinder, so fest, als wollten sie nie mehr erwachen, und alle schauten so traurig drein, und überall floß Blut, als hätte man die Sonne ermordet. Dem Seppli war es erst wieder wohl, als er auf dem Wisiberg stand und der große Friede der Weide ihn umgab.

Er sann nach. Seit's von weißen Hosen im Lande wimmelte, trugen alle Bauern eine Waffe in der Hand und Verzweiflung im Antlitz. An allen Hecken kauerten sie lauernd — husch, husch — aus allen Gebüschchen klang es: Piff pass, und keiner jodelte mehr; nur der Seppli noch, weil er nichts vom Kriege wußte. Den hatte der liebe Gott nicht erschaffen, den hatten wohl die roten Teufel ins Land gebracht. Warum kamen sie nur? Hatten sie denn nicht eine Heimat jenseits der Berge, und Wiesen zu mähen und Herden zu weiden und einen lieben Gott?

Der Pfarrer sagte, sie kämen, um ihnen Gott aus der Kirche zu stehlen! Seppli lachte sich ins Fäustchen. Da hätten sie aber viel zu tun! Gott war ja nicht bloß in der Kirche. Seppli war ihm schon oft auf der Weide begegnet, im Nebelgewand, im schneeigen Kleid, in der Abendröte, als die Betzeitglocke vom Dorf herauf klang, und andächtig war er in die Knie gesunken.

„Holiho dia . . .“

Er blickte ins Tal; die Bauerntruppe war soeben verschwunden. Von der entgegengesetzten Seite aber naheten Menschen. Jäh brach er sein Jodeln ab und blieb stutzig, die Hände in den Hosentaschen, stehen.

Eine französische Kolonne tauchte am Abhang

der Weide auf, vorsichtig umher spähend. Sie schleppten eine leichte Kanone mit. Es war ein Vorposten des Generals Schauenburg, im Rundschaffen begriffen.

Die Roten! dachte Sepp erschrocken, und wie eine Ahnung durchzuckte ihn der Gedanke: „Die G'fahr! Das war's! Was hend die da ume z'horche?“ frug er sich ingrimmig.

Ohé, petit ... Mehr singen, Kleiner ... Lieben sehr Musik!“ rief ihm ein Soldat zu.

Der Bub stellte sich taub. Bei der zweiten Aufforderung drehte er sich um und erklärte kurz: „I mag nümme.“

„Tant pis. Haste gesehn vorübermarschieren etwas, he?“

Er blickte blöde zu ihnen auf.

Der dickbäuchige Major, der pustend nachgehumpelt kam und sich rühmte, deutsch zu sprechen, schnauzte ihn mit Donnerstimme an: „Bub, ist vorbei jemand gegangen?“

„O ja, es ganzes Rudel Beh.“

„Wie viel Mann?“

„Zwänz'g Rüche und zwei Sitzeli.“

„Dummkopf!“ Dann zeigte er zum Tal hinunter, wo die Engelberger Na rauschte. „Da abe sind keine Menschen gegangen?“

„Links g'fehn i ja nüd“, antwortete der Seppli und zeigte dem Major sein ausgehöhltes Auge.

„So, so, scharmant!“ Er hielt sich den Bauch vor Lachen und wandte sich zu seiner Compagnie: „C'est un idiot! Nous n'en tirerons rien. Quelle race, ha, ha! — Ein Blödsinniger! Kann uns nichts nützen. Schöne Rasse das! — Wie heißt er?“

„Der Kniri-Seppli bin i.“

„Eh bien. Seppli kennst du die Weg nach Bouchs?“

„Ja frili.“ Der Bub reckte sich prahlend. „I weiß alles hie umä und änä.“

„Ah, tant mieux. Geht's da hinunter?“

Seppli blickte ins Tal ... Da waren die Bauern gegangen, da sollten die Roten nicht hin, die waren ja die „G'fahr“! Dort unten, wo der See zu blauen anfing, dort lag Bouchs. Also dorthin wollten sie.

„Näh, hiä“, erklärte er nachdrücklich und wies zur entgegengesetzten Richtung hin: „Da uifä gah't's, durch dä Paß.“

Alle blickten enttäuscht empor. Also nochmals krazeln! In diesem verwünschten Bergland wußte man doch nie, woran man war. Die Kanoniere fluchten.

„'s gah't ganz ring“, versicherte aber Seppli. „Mini Rüche gönd au uifä.“

„Also märsch! Du wirst sein Führer der Franzosen, aber malheur à toi — wehe dir — wenn du dich irrst! Wir mörkfen dich ab!“

Seppli verstand das Kauderwelsch nicht, aber die Geberde verhiess nichts gutes. So drohend sprach der „Atti“, wenn es Prügel gab! Aber Seppli war ein mutiger Kerl. Es war ihm, als zwinge ihn eine innerliche Stimme, die weißen Hosen vom Ziele abzulenken, als leite ihn eine Schattenhand auf die abgelegenen Pfade, weit ab von Menschen.

Er sammelte seine Herde: „Sa, sa! Sa, hü!“ und trieb sie vor sich her ...

Plötzlich kam eine mächtige Freude über ihn beim Gedanken, daß die Bauern nun unbehelligt in Bouchs ankommen und Hülfe bringen würden, und er schmetterte aus voller Kehle im sinkenden Herbstabend:

„Af de Berge isch guet läbe,
Ddl-di-o-u! Ddl-di-o-u,
Rüher juchze nit vergäbe ...“

Und die Glocken der Rüche himmelten und bammelten so freudig drein, daß einige lustige Soldaten den Rehrreim mit anstimmten: „Ddl-di-o-u! Ddl-di-o-u!“

Und jodelnd führte der kleine Nidwaldner Rühsepp eine französische Kolonne auf der entlegensten Weide hin. Schnaubend, keuchend hinkte der Major hinterdrein. Schwere Schweißtropfen rannen über seine Wangen. Mit „Hü!“ und „Dia!“ wurde die Kanone die steilen Abhänge hinaufgezogen, wo sie in dem moorigen Boden so tief versank, daß es den vereinten Kräften nicht glückte, sie herauszuziehen.

Seppli half wacker mit. Innerlich aber schlug er einen Purzelbaum vor Freude.

Die Kanone blieb stecken.

Auf alle Fragen, ob es denn noch weit sei, antwortete der Sepp kurz: „Nä, hä!“

Immer tiefer sank das Tal, Dämmerung breitete sich über das Land; nur die schneeigen Gipfel glühten noch in verheißender Pracht. Uner-

müdlisch schritt Seppli vorwärts. Er wußte nicht, wohin er ging; er wußte nicht, warum er ging; er ging einfach, weil er „mußte“, und fühlte sich glücklich dabei.

Aschgrau brach der Abend ein. Stunde um Stunde verrann im strengen Marsch. Da erbarmte sich Seppli seines Heeres und blieb auf einer hohen Warte stehen.

„So, jeh gah't's nümme wite's.“ Und er pflanzte sich breitspurig auf.

Nur ödes Niedgras und kahle Felswände waren in der Runde zu sehen.

Ein langgedehntes „Ba—as?“ entfuhr den Lippen des verblüfften Majors. „Wo ist der Dorf Buochs?“

Gelassen wies der Kleine im weiten Bogen südwärts. „Det änä . . . wit, wit!“

„Ventre saint gris!“ fluchte der Major, berstend vor Wut. „Warum hast du geführt uns da auf, Bub, verdammter!“

Seppli zuckte die Achseln, blinzelte dummpf-sinnig mit dem rechten Auge und sagte: „Nu, eben . . . für nüd und wider nüt.“

Eine schallende Ohrfeige brannte auf seiner Wange.

Mit dem einfältigen Knirps war nicht zu rechnen. Warum hatten sie sich auch einem Idioten anvertraut? Sie waren die Geprellten. Was war zu tun? Hier über Nacht bivouakieren war unmöglich, sie hatten keinen Mundvorrat und mußten noch heute in Buochs eintreffen.

Sie packten den Seppli am Ohr. „Sag mal, kennst du kurzen Weg ins Tal?“

„Ja frili.“

„Dann zeige ihn, aber schnell!“

„Nei.“

„Was sagt er?“

„Nei, sag i.“ Er stand mit trotzig gespreizten Beinen und blickte den Major herausfordernd an.

Der Dickbäuchige wich erstaunt zurück vor dem flugen Blick, der aus des Knaben Auge schoß. Was? Der unterstand sich, einen Willen zu haben?

„Du gehst schnurstraks voran, oder du wirst niedergeknallt wie ein Tier, du Bauernkanaille!“

„Münetwäg“, antwortete der Seppli „Lönd los!“

Da suchten sie ihn mit Geld zu locken, als

Drohungen nichts frommten. „Wir geben dir Baheli, viele . . . zu kaufen schöne Sach!“

Eine tiefe Spalte grub sich in Sepplis Stirn, und er schüttelte grimmig den Kopf. Um nichts in der Welt würde er die weißen Hosen ins Tal hinunter führen. Ohne ihn kamen sie heute nicht mehr nach Buochs. Sie kamen noch immer früh genug, um Höfe einzuäschern! Ohne ihn würden sie in dieser entlegenen Einöde die Kreuz und die Quer umherirren . . . Von denen etwas geschenkt nehmen — „Pfi Tifell!“

Er blickte nach seiner Herde. Sie lagerte im Niedgras. Er wollte sich auch hinlegen inmitten seiner Ruhe und schlafen. Da zogen die wildgewordenen Soldaten den widerspenstigen Hirten mit sich fort. Er warf sich zu Boden und ließ sich schleifen wie ein Bündel Heu und fuchtelte wie besessen mit den Beinen herum. Sie schlugen ihn. Er wehrte sich und ballte die Fäuste.

Der Major machte dem Raufen ein Ende.

„Teufels Gamin, lauf oder du stirbst!“

„I lauf nit und i rühr mi nit vom Fleck.“

Ein kurzer Befehl erscholl: „Genug, und schießt! Der Schlingel hat uns schon Zeit genug gekostet; macht's kurz.“

„Nüd da, ich cha scho still steha“, erklärte Seppli, als sie ihn binden wollten.

Er lehnte an einem Felsen und krampfte die Hände in der Hosentasche, um ja nicht zu weinen. Wer melcht mini Ruhe morgä? dachte er betrübt . . . Bah, der Kniri-Wisfi chunt scho uifä . . . „Ade, Chüeli!“ rief er.

„Allons, petit, ça y est!“

Keiner sah das heimliche Leuchten auf des Kindes Stirne.

„Holihö diahu!“ jodelte er mit ersticker Stimme . . . Die Welt war doch schön: „Diahu . . . dia . . .“

Eine kurze Salve knallte, in der Runde dröhnend widerhallend — ein dumpfes Grollen zog durch die Berge. — Dann war es still, heilig still.

Beschämt schlich die Kolonne von dannen und irrte die ganze Nacht umher. Unterwegs wollte ein frecher Haudegen jodeln und verstummte jäh — aus höchster Höhe klang ihnen ein überirdisch mahnendes Diahu! . . . entgegen, als jodle der Seppli in der ewigen Heimat fröhlich weiter . . . Diahu!